

WEGMARKE 3

Ein Gedicht - und ein Kommentar dazu

Achtsam sein heißt der erste Lyrikband von **Walter Helmut Fritz** (1929-2010)

Er ist im Jahr 1956 erschienen und wurde gleichsam Fundament und Wegweiser für ein Werk, das Gedicht, Prosagedicht, Roman, Erzählung, Aufzeichnung, Essay, Hörspiel und Theaterstück umfaßt.

Als ich in den 1990er Jahren die ersten Gedichte von Walter Helmut Fritz las, war ich sogleich von dem gefangengenommen, was mich bis heute an diesen Gedichten fesselt, denn hier spüre ich gelebtes Leben in jedem Wort und Vers pulsieren.

Wie es dazu kommt?

Fritz selbst gibt zu bedenken :

*„Ich nehme an, daß beides, sowohl Themen wie Stil, sich ergeben **aus der Art, wie man lebt.**“*

Das letztlich Entscheidende ist die Art, wie man lebt !

Mir fällt dazu ein Hinweis von **Philippe Jaccottet** ein:

Die Schwierigkeit liegt nicht im Schreiben.

*Die Schwierigkeit liegt nur darin, **so zu leben**, daß das zu Schreibende dann natürlich daraus entsteht.*

(Philippe Jaccottet, *Fin d'hiver*, übersetzt von W. H. Fritz, Darmstadt 1964.)

WALTER HELMUT FRITZ

Sieh lange hin

Den Weg hier

siehst du jeden Tag

und doch blieb er verhüllt.

Sieh wieder hin, sieh lange hin,

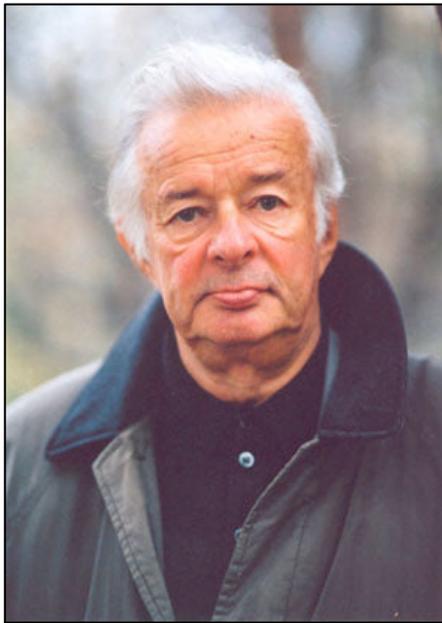
bis du begreifst,

daß du ihn nie gesehn,

daß er sich erst

in diesem Augenblick enthüllt.

(Aus: Gesammelte Gedichte)



Diese Zeilen lassen mich instinktiv an **Philippe Jaccottet** denken. Einer seiner persönlichsten Texte gilt einer aussergewöhnlichen Wegerfahrung.

Der kurze Text trägt die Überschrift: **Couleur de terre**. Es ist der letzte Text in der Pléiade-Ausgabe und wurde auf ausdrücklichen Wunsch von Jaccottet noch in allerletzter Minute in das bereits fertig gestellte Konzept aufgenommen. (Pl. 1273-1276)

Ich zitiere einige Sätze daraus :

Chemins, taches rousses des sédums, lianes de clématites sauvages, chaleur du soleil couchant.

(Noté d'abord cela, pour ne pas oublier l'Intensité singulière de ces instants.)

(...)

Et presque tout de suite, presque en même temps, la stupeur. Stupeur n'est pas trop dire, si l'on peut concevoir une stupeur tranquille, calme, sans aucune crispation, sans éclat, sans bruit : stupeur, soudain, intime, d'être-là, d'avoir part, d'avoir droit à cette chaleur de la terre – avec pour seules compagnes les lianes de la clématite sauvage où l'on pourrait se prendre les pieds, et la serratule, la fidèle mendiante rose des fins d'été.

Il y a là quelque chose d'absolument, de parfaitement incompréhensible – ou du moins qui est ressenti immédiatement comme tel, non pas douloureusement, mais, tout au contraire, presque joyeusement ; presque hors de toute pensée, avec gratitude. (1273s)

Man muss aufmerksam hinhören auf diese knappen Worte und auf ihr Nicht-Gesagtes, bis man spürt, wie viel Kunst es braucht, bis ein so – scheinbar – selbstverständliches, lapidares Sagen gelingen kann.

So steht es doch mit den Dingen, die wir täglich vor Augen haben: wir sehen sie - und sehen sie nicht. Viel von unserer lieblosen Routine, unserem gewohnheitsmäßig summarischen Blick müssen wir abbauen,

bis wir das Erstaunen wieder neu lernen,

das Selbstverständliche wieder als ein Frag-Würdiges hinterfragen können.

Ein Gedichttext von **Marie Luise Kaschnitz** (1901-1974) lässt mich aufhorchen:



Nicht gesagt

Nicht gesagt

Was von der Sonne zu sagen gewesen wäre

Und vom Blitz nicht das einzig Richtige

Geschweige denn von der Liebe

Versuche. Gesuche. Mißlungen

Ungenaue Beschreibung

Weggelassen das Morgenrot

Nicht gesprochen vom Sämann

Und nur am Rande vermerkt

Den Hahnenfuß und das Veilchen.

Euch nicht den Rücken gestärkt

Mit ewiger Seligkeit

Den Verfall nicht geleugnet

Und nicht die Verzweiflung

Den Teufel nicht an die Wand

Weil ich nicht an ihn glaube

Gott nicht gelobt

Aber wer bin ich daß

Dazu ein überaus anregender Kommentar von

Walter Helmut Fritz: Klarheit des Blicks

Es kommt eher selten vor, dass ein anerkannter Schriftsteller und Poet sich die Mühe macht, das Werk eines anderen positiv zu würdigen.

Walter Helmut Fritz :

Das Gedicht erschien mir, seit es vor zwanzig Jahren in dem Band *Ein Wort weiter* zu lesen war, als eines der stärksten von Marie Luise Kaschnitz. Es spricht von Versäumnissen, von dem,

was sie nicht gesagt hat,

zu sagen vergaß,

zu sagen unterließ,
nicht sagen wollte,
nicht sagen konnte.

Läßt sich „das einzig Richtige“ von der Sonne, dem Blitz, der Liebe sagen?
Sicher nicht. Was möglich ist, sind Annäherungen, Winke, Hinweise, „Versuche“.

Das Morgenrot, der Sämann, der Hahnenfuß, das Veilchen - warum mußten sie
„weggelassen“ werden?

Weil die Zeit eines Lebens zu kurz,
die Aufmerksamkeit eingeschränkt ist,
die Sprache, vor allem die Sprache des Gedichts, nicht ausmalt,
nicht auf Vollständigkeit in der Wiedergabe von Welt zielt,
sondern etwas suggeriert,
mit vergleichsweise wenigen Sätzen Räume skizziert, markiert, andeutet,
in denen unsere Vorstellung, unser Gefühl sich entfalten können.

Wiegt es nicht schwer,
daß Marie Luise Kaschnitz ihren Lesern nicht den Rücken gestärkt hat „mit ewiger Seligkeit“,
daß sie Verfall und Verzweiflung nicht geleugnet,
den Teufel nicht an die Wand gemalt
und Gott nicht gelobt hat?

„Aber wer bin ich daß“ –

die letzte Zeile des Gedichts bleibt (wie schon die Anfangszeile der letzten Strophe)
unvollständig, bricht ab.

Warum?

Weil damit auch im Formalen augenfällig werden soll, was an Erfahrung in den Zeilen zum
Ausdruck kommt:

Ratlosigkeit,

Einsicht in das Fragmentarische menschlichen Tuns, menschlicher Fähigkeit und
Zuständigkeit,

in die Tatsache, daß wir oft genug – statt eine Lösung zu finden – nur Unlösbares ins Licht
rücken können.

Marie Luise Kaschnitz macht uns nichts vor,
beschönigt nichts,
verschließt ihre Augen nicht vor dem Grauen,
verhehlt nicht ihr Ungenügen,
nennt ihre Versuche „mißlungen“.

Aber dank des Ernstes, mit dem sie das tut, verstehen wir, daß uns ein Werk der Kunst, der
Literatur um so mehr angeht, je stärker in ihm gerade auch das Bewußtsein von der Gefahr
des Mißlingens (der Arbeit, des Lebens) anwesend ist,
das mit den Jahren wachsende Bewußtsein von dem, was wir versäumt haben und immer
neu versäumen.

Diese Strophen sind nicht nur Ergebnis künstlerischen Vermögens, sondern auch
bestandener Jahrzehnte.

Klarheit des Blicks,

Trauer darüber, daß unsere Bemühungen Stückwerk bleiben,
und lakonisch-ruhiges Sprechen

verbinden sich zu einem meditativ-intensiven Gedicht,
einer „Zusammenfassung“ langen Hinschauens und Nachdenkens.

Schwierige Erfahrung ist aufgehoben in einfachen Worten. Sie sind sehr persönlich und
zugleich von allgemeiner Bedeutung.

(Walter Helmut Fritz, in Marcel Reich-Ranicki, Hrsg.: *Hundert Gedichte des Jahrhunderts*,
Insel Verlag, 2000.)

Ich habe den fortlaufend geschriebenen Text in Sinnzeilen unterteilt, um so einem allzu schnellen Darüber-hinweg-lesen vorzubeugen.
Sowohl das Gedicht wie auch der Kommentar dazu erschliessen sich nur einer hochsensiblen Aufmerksamkeit.
Jedes Wort zählt.

Ich möchte einen zweiten Gedichttext von Marie Luise Kaschnitz zitieren, Verse, die mich immer wieder tief beeindruckten, nachdenklich stimmen.

Interview

*Wenn er kommt, der Besucher,
Der Neugierige und dich fragt,
Dann bekenne ihm, dass du keine Briefmarken sammelst,
Keine farbigen Aufnahmen machst,
Keine Kakteen züchtest.
Dass du kein Haus hast,
Keinen Fernsehapparat,
Keine Zimmerlinde.
Dass du nicht weisst,
Warum du dich hinsetzt und schreibst,
Unwillig, weil es dir kein Vergnügen macht.
Dass du den Sinn des Lebens immer noch nicht
Herausgefunden hast, obschon du schon alt bist.
Dass du geliebt hast, aber unzureichend,
Dass du gekämpft hast, aber mit zaghaften Armen.
Dass du an vielen Orten zuhause warst,
Aber ein Heimatrecht hast an keinem.
Dass du dich nach dem Tode sehnst und ihn fürchtest.
Dass du kein Beispiel geben kannst als dieses :
Immer noch offen.
(Aus : Dein Schweigen – Meine Stimme)*



Es fällt sofort auf, dass im Schema eines Interviews eine Umkehr sich ereignet : Der Befragte ist der sich selbst Befragende.

*«Ein Ich erkundet und überprüft sich selbst, kritisch, seiner unsicher und doch gewiss.
Die Autorin wählt den Umweg der Verneinungen, des Nicht-Wissens, es stellt sich unsicher und ungesichert in Frage. Erst in den letzten drei simplen Wörtern taucht auf, was das eigene Wesen bestimmt, das bisher sich verbarg. Von den letzten Worten – **Immer noch offen** - erhalten alle vorausgegangenen Verneinungen ihre Begründung. Tradition wird in 'Interview'*

transformiert und erneuert, zur Gegenwart und zur Selbsterfahrung des Menschen vermittelt. »

(Fritz Martini, Auf der Suche nach sich selbst. Zu Marie Luise Kaschnitz' Gedicht *Interview*. Gedichte und Interpretationen, Band 6 : Gegenwart, herausgegeben von Walter Hinck, Reclam Stuttgart 1982/1994, S. 60-70, 61f.)

Die falschen Fragen des Interviewers laufen ins Leere, denn sie zielen auf Menschen, die das Entscheidende nur in den Dingen, in den Hobbys finden, von denen sie besessen sind.

Ab Vers 9 wechselt die Perspektive von den Routinefragen des anonymen Interviewers zu einer schonungslosen Confessio des Ich sich selbst gegenüber... ein Leben zwischen Nirgendwo und Irgendwo. Nur des Einen bleibt sich dieses Ich gewiss : ***Immer noch offen.***
